



ZWEI MONATE IN BERLIN UND ZWEI
GESICHTER DER KRISE
ANDREI G. PLEȘU

Andrei Gabriel Pleșu wurde 1948 in Bukarest geboren. Er studierte Kunstgeschichte und Philosophie, war Lizenziat für Geschichte und Theorie der Kunst, bevor er als Professor an der Universität Bukarest Kunstgeschichte und Religionsphilosophie lehrte. In der Ceaușescu-Ära politisch verfolgt, gründete er nach der Wende in Bukarest das „New Europe College“ und die Zeitschrift *Dilemma*. Zwischen 1990 und 1991 war er Kulturminister, zwischen 1997 und 1999 Außenminister Rumäniens. Publikationen: *Reflexion und Leidenschaft: Elemente einer Ethik des Intervalls* (1992); *Wer in der Sonne steht, wirft Schatten* (2000); *Eliten – Ost und West* (2000). – Adresse: New Europe College, Strada Plantelor 21, 023971 Bukarest 2, Rumänien.

Das *Wissenschaftskolleg zu Berlin* ist nie der Ort eines konventionellen akademischen Erlebnisses. Es gibt nicht nur vieles zu recherchieren, sondern immer auch viel zu erleben: Treffen mit Menschen, mit Institutionen, mit dem Metabolismus einer großen Stadt. Seit einigen Jahren habe ich mir angewöhnt, die Kontinuität zwischen diesen einzelnen Registern zu genießen, die Art und Weise, wie jedes von ihnen auf das andere wirkt. Die hochakademischen Lektüren spiegeln sich im alltäglichen Leben wider und das alltägliche Leben wird von der Bibliographie geprägt.

Mein diesjähriger Aufenthalt in Berlin bedeutete für mich, im Großen und Ganzen, die Überlappung zweier Arten von Krisen: die Krise meines eigenen Forschungsprojektes und die generelle, ökumenische, zerstörende und gleichzeitig herausfordernde Krise,

die echte und die Wahlkampfkrise, die Krise, worüber alle in der Presse, auf der Straße, im Parlament oder in der Kneipe sprechen.

Die erste Krise umriss sich bereits im letzten Jahr. Ich habe das Bedürfnis gespürt, das erste Buch der Bibel (die Genesis) aus der Perspektive des Letzten (der Apokalypse) erneut zu überdenken bzw. ein älteres patristisches Thema wieder aufzunehmen und zu ergänzen: die Interpretation des Alten Testaments durch das Neue. So kam ich dazu, die Gleichnisse Jesu zu erforschen mit der Absicht, den doktrinären Hintergrund des ersten Christentums zu identifizieren. Was ich feststellen konnte war, dass die Gleichnisse keine Doktrin im traditionellen Sinn des Wortes definieren. Ihre thematische Entfaltung ist unvorhersehbar, widersprüchlich, nicht systematisierbar. Die These einiger wird wiederum in anderen umgeworfen, die Wahrnehmung einiger wird in anderen widersprochen, so dass der Schwerpunkt nicht auf eine ideelle Kohärenz fällt, sondern auf eine reichhaltige Kasuistik. Dies ist der Grund, weswegen die Gleichnisse nicht die Entstehung einer Ideologie ermöglichen. Vielmehr sind sie das erste große europäische Plädoyer für Entideologisierung. Die Ideologisierung erschien erst später, durch ihre interessierte Rezeption im institutionalisierten Rahmen der Kirche. Kurz gefasst, erschienen mir die Gleichnisse wie ein In-Krise-Stellen des Ideologischen, und zwar aus der Perspektive einer gewagten Denkfreiheit. Demnächst werde ich diese Hypothese ausarbeiten.

Dem Berliner Erlebnis entgegengesetzt, aber gleichzeitig in einer subtilen Homogenität mit ihm, erschien mir die ideologische Dimension der Weltwirtschaftskrise. Ist diese Krise eine rein technische? Eine Krise der Ökonomie? Der Marktwirtschaft? Des Politischen? Wird sie von einer theoretischen Ausweglosigkeit verdoppelt? In Wirklichkeit schien sie mir sowieso viel diskreter als in ihren mediatischen und praktischen Widerklängen. In den zwei Monaten, die ich in Berlin verbracht habe, habe ich überall ihre Zeichen gesucht. Spürt man die Krise oder nicht? – habe ich mich gefragt. Kann man sie auf der Straße, in den Einkaufszentren, in den Zeitungen, in der Politik empfinden? Selbstverständlich war ich nicht in der besten Lage, um alles bemerken zu können: ich blickte von außen, hatte keinen Zugang zu Einzelheiten, zu den tieferen Strukturen und Ereignissen. Andererseits, bei dem großen Aufstand, der um die Krise gemacht wurde, hätte – sogar ich – etwas spüren müssen, den niederträchtigen Hauch empfinden müssen, die Toxine identifizieren können. Um ehrlich zu sein, habe ich nicht allzu viel wahrnehmen können. In den Zeitungen hingegen schon. Das Thema war Teil der alltäglichen Diskussionen. Und stets in der Politik vorhanden. Die Wahlen näherten sich und alles, was mit der Bankrotterklärung von Firmen zu tun hatte, mit der Drohung einer erhöh-

ten Arbeitslosenrate, der Unstabilität des Bankenwesens oder mit den erhöhten Preisen und Gebühren, benutzte man massiv in der Kampagne.

Ich aber, als zeitweiliger Reisender durch die große Stadt, empfand nichts. Die Busse folgten weiterhin, mit größter Genauigkeit, ihren Fahrplänen, die Einkaufszentren waren voll – die gleichen Läden, die ich seit Jahren kenne – die Cafés und die Restaurants waren ebenfalls voll mit gut gelaunten Gästen. Die Neuigkeiten, die es gab, erschienen mir keineswegs außergewöhnlich. Müsste ich jedoch einige Besorgnisse nennen, würde ich auf zwei Aspekte hindeuten: erstens schienen die Bauarbeiten länger zu dauern und zweitens kam es mir vor, als ob die Haushunde wesentlich kleiner geworden waren. Bis zum vorigen Jahr waren die zum Spaziergang geführten Hunde imposant: man traf sie bei jedem zweiten Schritt: die Deutsche Dogge, den Deutschen Schäferhund, den Dobermann, den Setter, den Greyhound, den Labrador, den Dalmatiner, den Afghanan, den Boxer, den Braque. Auf einmal veränderte sich der Anblick in den Parks und auf den Straßen. Der Cockerspaniel, der Basset, der Beagle, der Schnauzer, der Zwergpudel, der Kurzhaardackel, der Chihuahua, der Pekinese, der Bichon, der Foxterrier hatten die Vormacht gewonnen. Ein Zeichen dafür, dass nicht einmal die Krise demokratisch und einheitlich ist. Einige verlieren, andere hingegen haben bereits im Vorhinein die große Gelegenheit, ihren Vorteil zu nutzen.